



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : dritte Reihe : 8.
Kleine Füchse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

8. Kleine Füchse



ie Haushaltungspension für junge Mädchen im Hause des Herrn Superintendenten Friccius in Walteroda erfreute sich eines großen Ansehens, und zwar dies weniger des Herrn Superintendenten als der Frau Superintendentin wegen, die, das mußte ihr der Neid lassen, ihr Handwerk verstand. — Wie kommen nur Superintendenten dazu, sagte Frau Pastor Knackstiefel mit der ihr eigentümlichen Betonung beim Missionsnähen, eine Pension einzurichten. Es stört doch so sehr das Familienleben, und mein lieber Mann sagt auch immer, er verdanke es Superintendenten, sich solche Schenke aufzulegen, und wenn man nicht einmal mehr im Hause seinen Schlafrock anziehen dürfe, dann höre schließlich alles auf.

Das aber hatte sich der Superintendent längst selbst gesagt. — Nicht des Schlafrocks wegen. Vielmehr war er der Ansicht, daß es nicht vom Übel sein würde, wenn Herr Pastor Knackstiefel etwas weniger Schlafrock trüge. Aber der Herr Superintendent hatte vier Söhne, von denen der eine Leutnant bei der Artillerie war, während der andre es bis zum Referendar gebracht hat. Sehr feodal, sehr dem Wunsche der Frau Superintendentin entsprechend, aber auch sehr teuer! Und dazu kamen die von Jahr zu Jahr sinkenden Ackerpachten, sodaß die Lage schwierig geworden sein würde, wenn sich nicht die Frau Superintendentin, wie sie es in wirtschaftlichen Nöten zu thun pflegte, ins Mittel geschlagen hätte. Sie gründete eine Haushaltungspension. — Gott verhüte, sagte sie, daß ich mich wegen des Titels Superintendent überheben sollte; aber die Leute sind einmal so, sie geben etwas auf das Äußere, und „im Hause des Herrn Superintendenten“ — das zieht. Du sollst sehen, wir kriegen junge Mädchen soviel, als wir wollen. Und es ist auch wahr, zu jedem Pastor würde ich meine Tochter auch nicht ins Haus geben.

Aber vielleicht zu jedem Superintendenten? sagte der Herr Superintendent und machte sein spitzes Gesicht.

Er war ein kleiner, feiner, alter Herr, und seine Frau war breit, groß, stattlich und von freundlichem und mütterlichem Aussehen. Frau Superintendentin beachtete den Einwurf nicht weiter, sondern fuhr fort, mit ihrem lieben Manne zu überlegen, wie die Pension einzurichten sei, wobei — ein Zeichen, wie recht sie in allen Dingen hatte — immer das herauskam, was sie sich zuerst gedacht hatte.

Aber die Sache hatte noch einen andern Grund. Frau Superintendent wollte etwas zum Pflegen haben. Die Söhne waren fort, das Haus stand leer, und der liebe Mann war darin wunderbar, daß er durchaus nicht gepflegt sein wollte. Er konnte ungeduldig werden, wenn er mit zu viel häuslicher Fürsorge umgeben wurde. Und über diese Zurückweisung war die Frau Superintendentin, die doch so gern

pflegte, unglücklich. So dachte sie es sich schön, junge Mädchen im Hause zu haben, sie wie Töchter zu bemuttern, sie zu Hausfrauen zu erziehen und Herz und Gemüt zu bilden. Das war ein guter Gedanke gewesen, und der Erfolg war auch nicht ausgeblieben. Superintendents hatten immer das ganze Haus voll junge Mädchen, soviel als unterzubringen waren. Höchstens daß im Winter einmal die eine oder die andre Stelle frei wurde. Und die jungen Mädchen fühlten sich wohl im Waltersrodaer Pfarrhause, hingen an der Frau Superintendent wie die Kletten, ließen sich bemuttern und bemutterten sich untereinander, führten den Haushalt und lernten ein wenig Wissenschaften und bildeten mit dem Herrn Superintendenten und der Frau Superintendentin und „Sumfer Dorothee,“ von der später noch die Rede sein wird, eine große, höchst vergnügte Familie. Und außerdem brachte das Geschäft auch noch eine hübsche Summe Geld ein.

Das Pfarrhaus erwies sich aber auch als sehr geeignet für das Unternehmen. Es war ein altes großes, durch An- und Umbauten zusammengefügtes Gebäude. Nicht zwei Räume waren einander gleich oder schlossen sich aneinander an, wie man es für natürlich gehalten hätte. Das Haus war so kurios gebaut, wie wenn es von einem ganz modernen Baumeister sezessionistischer Richtung künstlich ausgetüftelt worden wäre. Aber es hatte Raum. Es hatte die schönsten Schlüfter, Winkel, Bodenverschläge und Geheimkammern, sodaß man sich mühelos in alle Marittischen Stimmungen versetzen konnte. Das Haus war ganz mit Epheu überwachsen, und der Garten bot abends im Mondschein Wege zu wahrhaft idealen Spaziergängen. Das obere Stockwerk des einen Anbaus und das Mansardendach eines zweiten war das Reich der jungen Mädchen. Vier aneinander hängende kleine Zimmer mit geraden Wänden, schiefen Wänden, geraden Fenstern, Mansardenfenstern, Winkeln und Nischen. Sogar eine Art Turmzimmer war darunter, das das höchste Entzücken der jungen Gesellschaft war. Auf Bitten der jungen Mädchen waren die Verbindungsthüren ausgehängt worden. An ihrer Stelle waren genial ausgedachte Portieren angebracht. Hier hatte nun jedes der jungen Mädchen ihren Winkel oder ihren Platz am Fenster. Hier stellten sie ihre Andenken und Säckelchen auf, hier wurden die finstern Geheimnisse verwahrt, die in gewissen Briefen von Brüdern oder Vettern einliefen, hier krochen sie in ihren Freizeiten zu Haus, wie die Bienen in ihrem Stocke. Hier würde es jeden Abend große Auffstände und Spektakel gegeben haben, wenn Frau Superintendent, kurz Mutthe genannt, nicht unerbittlich darauf gehalten hätte, daß um zehn Uhr Ruhe herrschte.

Eine überaus wichtige Stunde des Tages war die, in der der Briefbote eintrat, um seine halbe Tasche auf dem Tische des Hauses zu entleeren, amtliche Schriftstücke, Zeitungen, zahllose Offerten und einen ganzen Haufen von Briefen. Wenn der Herr Superintendent und Mutthe ihr Teil weghatten, so stürzte sich der Haufe der acht versammelten jungen Mädchen auf den Tisch wie acht Hühner, die aus einem einzigen Topfe fressen wollen. Dann gab es einige Klagen und Anklagen über menschliche Schlechtigkeiten, und dann saß alles, wo irgend etwas Sitzbares zu finden war, und las in tiefer Versunkenheit die Grüße aus der Heimat.

Jetzt kommen wir zu dem Punkte, wo unsre Geschichte beginnt. Der Briefbote hatte seine Schätze auf dem Tische des Ezimmers mit dem alltäglichen Signal: „Wollensmalannehmen“ niedergelegt. Diesesmal war eine Rolle darunter mit der Adresse: An das Pensionat zu Walteroda, Superintendentur. Man stürzte sich darauf, und nachdem man sich um die Rolle gezaust und entschieden hatte, daß sie Rosa auspacken solle, geschah dies mit der erforderlichen Feierlichkeit. Es kamen einige Bogen weißen, rosa gefärbten und roten Seidenpapiers, sowie grüne Blätter aus Papier zum Vorschein. Sogleich setzten sich Magdalene und Frida, die Blumen machen konnten, hin und fingen an, Rosen anzufertigen. Die andern bildeten die

Corona und sahen mit dem größten Eifer zu. Als die erste Rose fertig war, wurde sie von allen Seiten betrachtet und überall da anprobiert, wo sich irgend eine Rose anbringen ließ. Und dies alles mit einer gewissen ernstern Feierlichkeit, die merklich von dem sonstigen lauten Treiben abstach.

Da ertönte die Stimme von Jungfer Dorothee aus der Küche: Fräuln Charlotte, Fräuln Irma, der Bra'en wird gliesten anbrennen, wenn Sei nich kamen. — Dies wirkte wie ein Schuß auf einen Baum voll von Sperlingen. Irma und Charlotte eilten schuldbeußt in die Küche, und die andern zum Wäscheschranke, in die Vorratskammer oder zur englischen Grammatik, und die Maschine der Haushaltung war wieder im Gange.

Während dessen befand sich Frau Superintendent beim Herrn Superintendent in dessen Arbeitsstube. Der Herr Superintendent war gerade damit beschäftigt, eine verwickelte Auseinandersetzungssache auseinander zu rechnen. Als er seine liebe Frau mit einem geöffneten Briefe eintreten sah, stellte er seine lange Pfeife an die Stuhllehne und sah mit einer gewissen Entsagungsmiene auf. Denn er ließ sich nicht gern bei der Arbeit stören. Frau Superintendent wußte dies freilich. Da aber der liebe Mann den ganzen Tag arbeitete, so gab es eigentlich keine Zeit, wo er nicht gestört worden wäre. Und so hielt sie ihm aus dem geöffneten Briefe Vortrag, daß eine Miß Sabine Faucon, Tochter des Professors William Faucon zu Stellingby, Grasschaft Lincoln, Old England, und empfohlen durch Thomas Bradwell Rev. in Lincoln und Konsistorialrat Blaubeere in Kostock in eine deutsche Pension eintreten möchte. Die junge Dame sei über zwanzig Jahre alt und wünsche deutsche Sitte kennen zu lernen und sich in der deutschen Sprache zu vervollkommen. Die Frage war nun die, ob man die junge Dame als Pensionärin annehmen wolle oder nicht. Es sei gerade noch eine Stelle frei. Man könne es ja mit dieser Miß Sabine Faucon versuchen. Die Empfehlungen seien jedenfalls gut.

Na, dann nimm sie, sagte der Herr Superintendent, nach seiner langen Pfeife greifend und sich wieder seinen Zahlen zuwendend.

Ja aber, fuhr Frau Superintendent fort — der Herr Superintendent stellte seine Pfeife wieder beiseite —, vielleicht ist sie doch zu alt. Über zwanzig kann vierundzwanzig sein, und dann ist sie nicht geneigt, sich einzufügen. Und eine Ausnahme kann keinesfalls gemacht werden. Ein fremdes Element im Hause könnte das ganze Zusammenleben stören. Neunundzwanzig Jahre sind auch über zwanzig Jahre, und dann ist sie eine alte Jungfer. Und am Ende kann sie nicht einmal genug Deutsch.

Na, dann nimm sie nicht, sagte der Herr Superintendent und griff nach seiner Pfeife.

Aber es ist doch eine Mehreinnahme von achthundert Mark. Und es wird jetzt alles auf einmal teurer, die Butter wird teurer, das Fleisch wird teurer — Höre mal, Elise, kennst du die achte ägyptische Plage?

Die achte? fragte Frau Superintendent etwas empfindlich, denn sie glaubte, sie sei selbst damit gemeint.

Ja, denn es giebt eigentlich acht. Und die achte ist Exodus zehn nur aus Schonung weggelassen. Sie heißt Old-England.

Oh, Rudolf, das darfst du eigentlich nicht sagen. Miß Mary bei Großkopf ist doch ein sehr nettes Mädchen. Und es kommt doch auch ganz darauf an, wie ein solches Mädchen behandelt wird.

Na, dann laß sie kommen, sagte der Herr Superintendent und griff definitiv nach seiner Pfeife.

Frau Superintendent schrieb nunmehr einen ausführlichen Brief, worin sie ihre Erziehungsgrundsätze, sowie die Ordnungen des Hauses darlegte. Es sei unmöglich,

einer einzelnen Pensionärin eine Ausnahmestellung vor den andern einzuräumen. Fräulein Sabine würde sich der Hausordnung einzufügen und sich mit den übrigen jungen Mädchen auf guten Fuß zu stellen haben. Das und das sei mitzubringen. Die Pension sei pränumerando zu zahlen. Einen so energischen Ton hatte sie noch nie angeschlagen. Als sie den Brief auf die Post gab, geschah es mit dem befriedigenden Bewußtsein, alles gethan zu haben, um bösen Erfahrungen vorzubeugen.

Was hatten nun aber die jungen Mädchen mit dem Seidenpapier vor? Sie hatten ein Buch gelesen, das den Titel „Die Rosenkette“ führt, und daraus die Idee geschöpft, einen Rosenbund zu gründen. Diese Gründung sollte mit unerhörter Feierlichkeit vor sich gehn und teils Aktus teils lebendes Bild sein. Eine Rosenkönigin sollte gewählt werden, Gelübde sollten abgelegt werden, in Versen sollte gesprochen werden, und alles sollte mit Seidenpapierrosen geschmückt werden. Man machte also Rosen, ganze Körbe voll, bis das letzte Stückchen Seidenpapier verbraucht war. Die Eile und die Massenproduktion mögen es entschuldigen, wenn die Rosen nicht allzu rosenhaft ausfielen. Man dichtete. Hier stand eine, den Bleistift am Kinn, die Augen gen Himmel gerichtet, dort lag eine mit sorgenvoller Miene über dem Tische, dort teilte man sich finstere Geheimnisse mit, und Muttche wurde hundertmal gefragt, ob sie alle diese finstern Geheimnisse erraten könne. Und abends gab es endlose Konferenzen, bis Muttche die ganze Gesellschaft ins Bett schickte.

Am Mittwoch sollte das Zauberfest stattfinden. Am Mittwoch kam Herr Pastor Dännicke aus Tenndorf an, um mit dem Herrn Superintendenten über eine Einkommenfrage zu verhandeln. Die Verhandlungen dauerten ewig. Nun blieb er auch noch zum Abendessen da und erzählte lange Geschichten von dem Tenndorfer Gemeindefkirchenrate, für den sich doch kein Mensch interessierte. Und als man dachte, er würde aufbrechen, hatte er noch einen wichtigen Bericht von einem Streite mit einer Tenndorfer Frau über ihren Kirchensitz zu geben. Und wie er sich schon die Abschiedscigarre ansteckte, mußte noch erörtert werden, warum in Tenndorf die Zahl der Kommunikanten gegen das Vorjahr um zehn zurückgeblieben sei. Und als er schon in der Thür stand, eröffnete er die Besprechung über die Thatsache, daß das Dach der Pfarre in Tenndorf reparaturbedürftig sei, und was der Schulze in Tenndorf und Herr Pflaumner, der eine besonders einflußreiche Persönlichkeit wäre, dazu gesagt hätten.

Endlich war er fort. Die jungen Mädchen hatten im stillen Blut geschwigt. Nun aber ans Rosenfest. Man kramte oben eine ganze Stunde lang. Darauf erschien eine Deputation, um Muttche und Jungfer Dorothee als Publikum einzuladen. Aber sonst niemand, auch den Herrn Superintendenten nicht! Da nun dem Publikum kein Schweigen auferlegt war, so ist nicht unbekannt geblieben, was sich oben ereignete. Das Turmzimmer war zur Bühne umgewandelt worden. Ein paar aneinander geheftete Tücher gaben den Vorhang ab, mit Rosen besteckte Betttücher den Hintergrund. Als sich der Vorhang teilte, sah man als erstes lebendes Bild die Wahl der Rosenkönigin. Alle waren weiß gekleidet und mit Rosen geschmückt. Weil es aber an weißen Kleidern fehlte, hatte man Nachthemden über die Kleider gezogen. Man hatte die Haare gelöst und Schärpen und goldne Gürtel umgethan, es war sehr schön. Hierauf hielt Irma, die „süße Irma“ genannt, weil sie die hübscheste war und ein süßes Gesicht hatte, eine Ansprache in Versen, in der sie sagte, Königin sollte Rosa sein, nicht bloß weil sie Rosa hieß, sondern weil sie die beste und selbstloseste von allen sei. Sie erhielt den Ehrennamen Rosa Gutherz, das Szepter der Rosenkönigin — das heißt einen Rouleaufstab, an den eine Rose von exotischer Größe angebunden war — und das alleinige Verfügungs-

recht über das Turmzimmer. Im zweiten Bilde hatte Rosa Gutherz ihren Thron bestiegen und hielt ihre Königsrede. Im dritten Bilde gelobte man einander ewige Treue, Hilfe in Not und Tod und Ansichtspostkarten ohne Zahl. Als die Feier vorüber war, waren alle gerührt, auch die Frau Superintendentin, und Jungfer Dorothee weinte große Thränen in ihre blaue Schürze.

Noch war die Stimmung, die dieser weihevollen Abend hervorgebracht hatte, nicht verfliegen, da brachte Johann in des „Herrn“ alter Pastorenkutschische Miß Sabine Faucon von der Station. Dies Ereignis verursachte einige Sensation. Als der Wagen auf den Pfarrhof rumpelte, schauten sieben Mädchenköpfe aus dem Fenster des Jungfernzwingers, das nach dem Hofe ging. Auf dem Kutscherbocke saß ein riesiger Koffer, und auf ihm hockte Johann wie ein Beduine auf seinem Kamel. Das Hausmädchen trat an den Wagenschlag, und es wurde aus dem Innern des Wagens eine Schachtel nach der andern herausgegeben, sodaß der Stoß der kleinen Nixe weit über den Kopf wuchs. Darauf kamen ein paar Füße zum Vorschein, deren Größe im Jungfernzwinger einen Ausruf stammernder Bewunderung hervorrief. Vor Schleier und Mantel war von der Besitzerin dieser Füße nicht viel wahrzunehmen. Daß sich indessen in diesem Mantel keine Grazie barg, war unverkennbar. Und diese Füße! Und diese Gummischuhe! Kinder, sagte Irma, wenn wir uns mit der auf guten Fuß stellen sollen, dann kommen wir zu kurz.

Oh! und wie alt.

Wißt ihr, sagte eine andre, diese Sabine ist gewiß eine von den alten Sabinerinnen, die so ein alter Römer hat stehn lassen.

Weil er sich vor der Schuhmacherrechnung fürchtete.

Großes Gelächter. Stille! Stille!

Jetzt begrüßte Muttche die Angekommene auf der Flur, nun kamen sie die Treppe herauf und traten ein. Miß Sabine war aus ihrer Umhüllung ausgeschält worden, hatte dadurch aber nicht gewonnen. Über zwanzig Jahre war sie, aber wie viel? Sehr viel. Fein sah sie nicht aus, und ihre wasserblauen Augen, rötlichen Haare und langen Zähne trugen nicht zu ihrer Verschönerung bei. Schüchtern war sie auch nicht, vielmehr musterte sie die Räume wie ein Reisender, der auf einen Seedampfer gekommen ist und sich vorgenommen hat, die beste Kabine zu belegen.

Dies sind also unsre jungen Mädchen, sagte Muttche. Ich hoffe, daß Sie sich mit ihnen bald einleben werden. Nun wollen wir mal die Vorstellung vornehmen.

Ach, Frau Superintendent, sagte Hänschen, die jüngste und letzte von allen, lassen Sie mich die Honneurs machen. Ja? darf ich? Also — tiefes Kompliment — ich begrüße Sie, Fräulein Miß, im Namen des versammelten Jungfernzwingers und habe die Ehre, das Pensionat vorzustellen. Dies ist unsre Rosenkönigin Rosa Gutherz, und dies die süße Irma, und dies ist Annemarie, von ihren Eltern fälschlich Marianne genannt, und dies ist „Laura ans Klavier,“ und dies Charlotte die Verständige, und dies Frida die Küchenfee, und dies Magdalene das Lamm, und ich bin Hans Hudebein, der Unglücksrabe. So, nun bitten wir um Ihre Visitenkarte für unser Archiv. Hierauf folgte ein Knicks mit einer Miene, als wenn sie um einen Pfennig bettelt.

Aber Hänschen, sagte Frau Superintendent, wie oft habe ich dir gesagt, du sollst nicht immer den Hanswurst spielen. Was soll denn Fräulein Sabine von dir denken?

Es wäre in der That schwer gewesen, zu sagen, was Fräulein Sabine dachte. Sie zeigte ihre Zähne, ließ ihre wasserblauen Augen in alle Ecken laufen und sagte: Oh yes. Hierauf wies ihr Muttche Bett, Schrank und Tisch an.

Oh! Frau Superintendent, sagte Fräulein Sabine, darf ich haben mein Kofferl auf diese Tisch?

Nein, das geht nicht.

Oh! Warum soll ich nicht haben mein Kofferl bei mein Bett?

Sie sehen doch, daß kein Platz ist. Schließen Sie ihn unten auf und tragen Sie Ihre Sachen herauf. Vielleicht hilft Ihnen eins der jungen Mädchen beim Einräumen.

Frau Superintendent war offenbar nicht bei bester Laune. Sie ging darauf hinunter, um ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören und ihm Vortrag über den Eindruck zu halten, den ihr Fräulein Sabine gemacht habe. Ganz besonders übel war sie davon berührt worden, daß Miß Sabine die Pension nur für einen Monat bezahlt hatte. Das bedeute doch Mißtrauen, und so etwas sei ihr noch nie vorgekommen.

Sei doch froh, sagte der Herr Superintendent und griff nach seiner Pfeife.

Die Frau Superintendent wußte zwar nicht, worüber sie froh sein sollte, aber sie begnügte sich mit der Antwort und ging in ihr Zimmer. Hier erwartete sie schon eine Deputation von oben, die Notschreie überbrachte. Fräulein Sabine spüre überall herum und habe verlangt, ihr Bett ins Turmzimmer zu stellen, das doch der Rosenkönigin gehöre. Und Rosa sei so dumm und wolle es zugeben. Aber das brauchten sie doch nicht zu leiden.

Nein, das braucht ihr nicht zu leiden. Sagt das Miß Sabine. Das Bett bleibt stehn, wo es steht.

Das Abendessen verlief schweigsam. Muttche gab sich alle Mühe, eine Konversation in Gang zu setzen, aber es wollte nicht gelingen. Fräulein Sabine sagte Yes und Oh und setzte im übrigen ihre Rauwerkzeuge in Bewegung. Und man muß sagen, daß sie vortrefflich waren und mit langsamer aber unbeugsamer Beharrlichkeit gebraucht wurden. Der Herr Superintendent, der nicht gern lange bei Tische saß, wurde schon ungeduldig und sah nach der Uhr. Aber das machte nicht den geringsten Eindruck. Als sie zum vierten male kaltes Fleisch nahm, sahen sich die jungen Mädchen mit bedeutsamen Blicken an, als sie aber zum fünften male zulangte, als wäre es das erste mal, rief Hänschen ganz entsetzt: Oh! Worauf Frau Superintendent mißbilligend den Kopf schüttelte, und Hänschen den Kopf in die Schultern zog und eine bußfertige Miene machte. Endlich, endlich war sie satt oder hörte wenigstens auf zu essen. Man erhob sich, und Miß Sabine sagte unbewegten Gesichts einige Sätze auf über Dinge, die sie glaubte oder hoffte oder Grund hatte anzunehmen. Darauf entfernte sie sich, um ihren Koffer auszupacken.

Geht, helft ihr, sagte Muttche.

Sie wills ja nicht, lautete die Antwort, sie läßt niemand in ihren Koffer sehen und schließt jedesmal zu, wenn sie etwas herausgenommen hat.

Als Muttche um zehn Uhr Revision hielt, fand sie große Unordnung. Miß Sabine trug ihre Sachen umher wie die Kaze ihre Zungen und hatte alle erreichbaren Tische in Beschlag genommen. Auf dem Bette lag ein dürftiges Kopfkissen und eine billige Wolldecke. Gar nichts hat sie, raunte Charlotte Muttche zu, weder Betttuch, noch Überzug, noch Handtuch.

Aber Miß Sabine, wo ist denn Ihre Bettwäsche?

Bettwäsche?

Ja, Sie müssen doch Ihr Bett überziehen.

Oh! ich habe gedenkt, daß ich hier finden werde Überzieher. Sie hatten nichts geschwieben von Überzieher.

Aber zum eignen Bett gehören doch eigne Überzüge! Das ist doch selbstverständlich.

Oh! ich habe das nicht gedenkt.

Natürlich konnte es Muttche nicht ansehen, daß sich ein Mensch in ein unüberzogenes Bett legte, sie gab also aus ihren Vorräten, ärgerte sich und setzte ihrem lieben Manne, der gerade den „Reichsboten“ las, auseinander, daß ihr so etwas noch nicht vorgekommen sei, und daß sie nicht wüßte, was sie sagen sollte, wenn das so fortgehe.

Es schien, daß es so fortgehn sollte. Am andern Morgen war das erste Klagen über Klagen von seiten der jungen Mädchen. Fräulein Miß habe bis um zwölf Uhr gekramt und sich dann noch hingesezt, um einen Brief zu schreiben. Man habe zwar protestiert, aber sie habe einfach geantwortet: Oh! ich muß diese Briefe noch heute schreiben. Und sie hätte ihn richtig noch geschwieben. Vier Seiten lang. Und nun habe man nicht ausgeschlafen. Und Fräulein Miß liege oben und denke gar nicht ans Aufstehn. Die Unzufriedenheit war allgemein, und schon wurde der Wunsch laut, ob es nicht gehe, Fräulein Miß ein eignes Zimmer zu geben. Davon wollte aber Frau Superintendent nichts hören. Es sei kein Raum da, und es sei auch gegen ihre Grundsätze, einem einzelnen jungen Mädchen eine Ausnahmestellung zu gewähren. Am neun Uhr erschien Miß Sabine im tiefsten Negligée, um sich ein Töpfchen mit warmem Wasser zu holen, und um zehn Uhr meldete sie sich zur Stelle, das heißt zum Frühstück.

Ich höre, Miß Sabine, sagte Frau Superintendent mit einiger Strenge, daß Sie bis tief in die Nacht Briefe geschrieben haben.

Oh, Frau Superintendent, sagte Miß Sabine, ich habe geschlafen diese Nacht nicht eine Minute.

Geschnarcht hat sie, sagte Hans Hucklebein, und zwar laut genug, daß es alle hören konnten.

Ich habe so sehr gesuoren. Oh! ich habe so schrecklich gesuoren.

Freilich, in Ihrem dürftigen Bett, sagte Muttche, ist das kein Wunder.

Oh! ich habe nicht gedenkt, daß man muß so suieren in Deutschland. Oh! wenn Sie vielleicht haben einen Bettdeckel, nur so einen kleinen Bettdeckel.

Frau Superintendent ärgerte sich, aber was blieb ihr übrig; sie mußte eine Bettdecke herleihen, wobei der finstere Gedanke in ihrer Seele aufstieg, die Bettdecke in Rechnung zu stellen. Aber sie verwarf ihn.

Am nächsten Tage hieß es: Oh! Frau Superintendent, ich habe nicht geschlafen eine Minute. My bedstad ist — ist sehr — incavated.

Was ist? Die Frau Superintendent war eine gute Frau, auch eine kluge Frau, aber das bißchen Englisch, das sie einst vor langen Jahren mühsam auf der höhern Töchterschule gelernt hatte, hatte sie längst wieder vergessen. Marianne wollte einhelfen. Daß du stille bist! sagte Hans Hucklebein. Daß sie doch allein sehen, wo sie bleibt. — Inzwischen war mit Hilfe ausdrucksvoller Gebärden sprache dargelegt worden, daß das Bettlager in der Mitte einen Eindruck von der Tiefe und Gestalt eines kupfernen Kessels habe. Die Lokalbefichtigung stellte fest, daß die Stahlfedern allerdings in der Mitte etwas nachgelassen hatten. Muttche brachte als Unterlage ein Kissen. Aber das gefiel Miß Sabine nicht, und sie ruhte nicht eher, als bis sie Rosa Gutheerz aus ihrem Bette vertrieben hatte. Und als das geschehn war, gefiel ihr doch ihr eignes Lager besser, und sie warf Rosa Gutheerz noch einmal hinaus.

Ich will dir sagen, was du bist, sagte Hans Hucklebein zu Rosa Gutheerz. Nein, ich wills dir nicht sagen, aber wer zu gut ist, der ist ein Lamm und wird aufgefressen.

(Schluß folgt)

